

HEYNE <

Utta Danella
Das Hotel im Park

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Salzer Alpin* für dieses Buch
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Vollständige Taschenbuchausgabe 03/2015
Copyright © 2015 by Utta Danella, vertreten durch AVA international GmbH,
München, www.ava-international.de

Die Originalausgabe ist 1989 im
Hoffmann und Campe Verlag erschienen
Copyright © 2015 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2015

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von
© shutterstock/Vector pro
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41808-0

www.heyne.de

Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei.

Aber die Liebe ist die Größte unter ihnen ...

1. Korinther 13,13

*Mag sein, dass die Liebe das Größte ist,
und der Glaube das Innigste,
aber die Hoffnung ist das Notwendigste,
denn ohne Hoffnung
kann ein denkendes Wesen nicht leben.*

Der erste Teil

September 1968

Deine verdammten Kneipen interessieren mich nicht«, schrie der Junge wild, seine Stimme überschlug sich, seine dunklen Augen blitzten. »Sie haben dich aufgefressen mit Haut und Haar. Nicht? So ist es doch? Hast du überhaupt noch etwas anderes im Kopf? Und sie haben Mutter kaputtgemacht. Da liegt sie, mit blauen Lippen und zitternden Händen. Ich will mein Leben leben. Richtig. Als Mensch, nicht nur als Arbeitstier für fremde Leute.«

Der Mann, der hinter dem Schreibtisch saß, blieb stumm. Er drückte sorgsam die Zigarette im Aschenbecher aus, dann stand er auf, ging zum Fenster, wandte dem Zimmer den Rücken zu und blickte hinunter auf den Platz, auf dem zu dieser späten Nachmittagsstunde der Verkehr hektisch kreiste. Die schalldichten Scheiben verschluckten den Lärm, er hatte sie erst vor einem Jahr im ganzen Haus einbauen lassen. Es war eine der letzten großen Investitionen gewesen, doch sie machte sich bezahlt. Ein Hotel in der Stadtmitte konnte nicht mehr existieren ohne Lärmschutz. »Es ist nicht üblich, dass man in meinem Büro herumschreit«, sagte er dann und drehte sich um. Er betrachtete seinen Sohn, der von seinem Sessel aufgesprungen war und nun dastand, selbst überrascht von seinem Ausbruch, doch trotzig den Blick seines Vaters erwidern.

Das Mädchen saß mit gesenktem Kopf, das lange blonde Haar fiel nach vorn und verdeckte sein Gesicht.

»Entschuldige«, sagte der Junge schließlich und senkte den Blick. Er fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare, die ihm, lang und strähnig, bis auf die Schultern reichten.

Cornelius Müller ließ den Blick weiterwandern, ein schmutz-

deliger Pullover, verblasste Jeans. Das Mädchen war genauso gekleidet. »Du siehst aus wie aus dem Müll gekrochen«, sagte er, und mit einem Seitenblick auf das Mädchen: »Es handelt sich wohl um eine Art Uniform.«

»Ich würde nie eine Uniform tragen«, konterte Andreas. »Du trägst eine. Man sieht sie oft genug.«

»In deinen schniekefeinen Laden hier würdest du Leute in solchem Aufzug gar nicht reinlassen.«

»Richtig.«

»Und es ist dir peinlich, dass ich hier so auftrete, was?«

»Allerdings. Du bist kein hässlicher junger Mann, du könntest besser aussehen.«

»Besser als was? Besser als ein Mensch?«

»Ich weiß nicht, ob Menschsein bedeutet, dass man schmutzig und ungepflegt aussieht. Du betrachtetest das offenbar als eine Art Weltanschauung.« Er hob abwehrend die Hand, als Andreas antworten wollte. »Gut. Lassen wir das. Du willst in diesem Haus nicht arbeiten. Du hast nicht die Absicht, mein Nachfolger zu werden. Folglich kann mir egal sein, wie du herumläufst. Aber ich wünsche nicht, dass du noch einmal in diesem Aufzug hier erscheinst.«

»Ich werde gar nicht mehr hier erscheinen. Beruhigt dich das?«

»Und deine Mutter?«

Eine Weile blieb es still. Andreas setzte sich wieder. Dann sagte er: »Sie kommt demnächst in ein Sanatorium, hat sie mir erzählt. Ich werde sie dort besuchen.«

»Auch dort wirst du ihr in dieser Maskerade nicht gefallen, auch nicht den übrigen Patienten oder dem Personal.«

»Ja, ich weiß schon. Alles stinkfeines Establishment.«

Cornelius seufzte. »Langsam wirst du zu alt für so ein kindisches Geschwätz. Du wirst in diesem Jahr vierundzwanzig. In deinem Alter ...«

»Ja, ja, ich weiß schon«, unterbrach ihn Andreas. »In die-

sem Alter hast du bereits erfolglos das Vaterland verteidigt. Auch in einer Uniform.«

»Ich habe die Uniform nicht gern getragen, und ich habe nicht das Vaterland verteidigt, das Vaterland war nicht angegriffen, ich bin gezwungen worden, in den Krieg zu ziehen. Aber davon brauchen wir jetzt nicht zu reden. Du warst in der glücklichen Situation, weder das Unheil des Krieges noch die Not der Nachkriegszeit zu erleiden. Deine Mutter und ich, wir haben alles Böse von dir ferngehalten, du hast eine gute Schule besucht, du kannst studieren, aber wie du mir vorhin mitgeteilt hast, willst du dein Studium nicht fortsetzen.«

»Wir haben ihnen zwar in diesem Jahr energisch auf die Füße getreten, aber ich kann die Scheißuniversität wirklich nicht mehr von innen sehen.«

»Kein Studium mehr, kein Abschluss. Keine Lehre in meinem oder in einem anderen Hotel – was also gedenkst du zu tun?«

Andreas zog die Unterlippe zwischen die Zähne. »Für andere Zustände in diesem Land sorgen«, sagte er dann bombastisch.

»Nicht gerade neu. Das habe ich schon mehrmals miterlebt.« Cornelius hob wieder abwehrend die Hand. »Bitte, verschon mich mit diesem dummen Gerede. Hast du mit deiner Mutter auch so gesprochen?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Und was also willst du wirklich tun, außer ein bisschen Revolution machen? Bisher lebst du von meinem Geld. Das Geld, das ich mit diesen verdammten Kneipen verdiene. Stellst du dir vor, dass das immer so bleibt?«

»Ewig das Gequatsche um das blöde Geld. Ich brauche kein Geld.«

»Sehr praktisch. Du wohnst seit Neuestem in einer Kommune, wie du mir vorhin mitgeteilt hast. So wie du rum-

läufst, brauchst du weder Geld für Kleidung noch für Seife. Vielleicht solltest du dir noch einen Bart wachsen lassen, dann brauchst du auch keinen Rasierapparat mehr. Und wie haltet ihr es mit dem Essen? Geht ihr betteln? Oder stehen?«

Andreas fuhr sich wieder mit den Händen durch die Haare.

»Musst du so reden, Vater? Das ist unfair.«

»Ach ja?«

»Wenn du uns schon nicht verstehst, dann brauchst du uns wenigstens nicht zu verspotten.«

»Hast du deiner Mutter erzählt, wie du lebst?«

»Nein«, schrie Andreas unbeherrscht. »Nein, hab ich nicht. Gar nichts konnte ich ihr erzählen, als ich sie da sitzen sah.«

Cornelius setzte sich wieder in seinen Sessel hinter dem Schreibtisch.

»Bis jetzt also hast du ausreichend Geld von mir bekommen. Ich habe nicht die Absicht, deine Kommune zu ernähren.«

Sein Blick ging zu dem Mädchen, das noch kein Wort gesprochen hatte, seit es sich in diesem Raum befand. »Sie leben auch in dieser Kommune, Fräulein ... eh ...?«

»Sie heißt Helga«, sagte Andreas unwirsch.

»Sie leben auch in dieser Kommune, Fräulein Helga? Tun Sie das gern?«

Helga hob den Kopf, zum ersten Mal sah Cornelius ihre Augen, große, klare Augen von einem hellen Graublau.

»Nein«, sagte sie, »eigentlich nicht.«

»Und warum tun Sie es dann?«

Sie hob die Schultern. »Es ist eben so.«

»Sie studieren auch?«

»Klar«, rief Andreas. »Wir kennen uns von der Uni.«

»Und was studieren Sie?«

»Soziologie«, sagte Helga.

»Sehr zeitgemäß«, sagte Cornelius, in seiner Stimme klang Spott.

»Und Geschichte«, fügte sie hinzu.

»Ein interessantes Studium.«

»Sie ist erst im zweiten Semester«, mischte sich Andreas wieder ein, »und am liebsten möchte sie von der Soziologie auf Germanistik umsatteln.«

»Du hast, soviel ich weiß, das sechste Semester hinter dir und hättest es ja wohl nicht mehr weit zu einem Abschluss. Aber gut, es ist dein Leben, Andreas.«

Er sah wieder das Mädchen an. Es war hübsch und wirkte unschuldig. Cornelius empfand Zorn. Musste man dieses halbe Kind auf diesen Weg treiben?

»Was verbindet euch beide?«, fragte er direkt.

»Wir lieben uns«, sagte Andreas mit Nachdruck.

»Aha. Sehr schön. Aber wie ich höre, lebt Helga nicht gern in einer Kommune. Vielleicht solltest du ihr ein anderes Leben bieten, wenn du sie liebst.«

»Das hat sie so gesagt. Natürlich gefällt es ihr. Sie ist bloß von zu Hause so engstirnig erzogen.«

Helga richtete sich auf, sie blickte Andreas an, sie wirkte nicht mehr freundlich.

»Bitte!«, sagte sie, es klang scharf.

»Ihr Vater ist Pastor. In Holstein«, erklärte Andreas, in seiner Stimme klang Verachtung. »Sie muss das richtige Leben erst kennenlernen.«

Unwillkürlich musste Cornelius lachen.

»Mein Sohn, du bist viel dümmer, als ich geahnt habe. Glaubst du nicht, dass man das Leben sehr gut in einem Pfarrhaus kennenlernen kann? Besser als unter einem Haufen jugendlicher Wirrköpfe, die für Mao und Ho Tsching Ming und wen weiß ich noch alles schwärmen. Wollen Sie das Studium auch abbrechen, Fräulein Helga?«

»Nein«, sagte das Mädchen entschieden. Ihre Stimme

klang bestimmt, doch Cornelius sah, dass in ihren Augen Tränen standen.

»Ihre Eltern wollen, dass sie Lehrerin wird«, erklärte Andreas, wieder mit dem Ton der Verachtung.

Cornelius übersah ihn.

»Und Sie, Fräulein Helga? Wollen Sie es nicht?«

»Doch. Ich will es auch.«

»Das ist noch ein langes Studium. Ein weiter Weg. Ich weiß bloß nicht, ob Sie sich momentan auf dem richtigen Weg befinden.«

»Willst du mich mies machen bei ihr?« fuhr Andreas auf.

»Gewiss nicht, wenn du dich so benehmen würdest, wie ich es erwarte. Was sollte ich dagegen haben, wenn du mit einem hübschen Mädchen hier ankommst? Noch dazu«, er lächelte, »mit einer Pastorentochter aus Holstein. Du bist einige Jahre älter, und wenn du behauptest, Helga zu lieben, dann trägst du doch eine gewisse Verantwortung. Oder bin ich in deinen Augen wieder einmal hoffnungslos altmodisch?«

»So kann man es nennen. Wir wissen schon, was wir tun.«

»Gut. Lassen wir das. Nur eines würde mich interessieren. Wenn du weißt, was du tust, was gedenkst du wirklich zu tun. Außer die Welt zu verbessern?«

Eine Pause entstand. Andreas warf einen Blick auf Helga, doch sie erwiderte seinen Blick nicht.

»Ich weiß schon, was ich will«, sagte er herausfordernd.

»Umso besser. Ist es ein Geheimnis?«

»Ich werde Schauspieler.«

»Aha.« Cornelius zündete sich eine Zigarette an und schwieg.

»Ich wollte es immer werden. Mutter weiß das. Wir waren immer viel im Theater. Aber du – du hattest ja dafür keine Zeit.«

Das stimmte. Es gab drei Theater in der Stadt, von de-

nen eines hervorragend war. Andreas war mit Elfriede, seiner Mutter, oft in eine der Vorstellungen gegangen. Elfriede hatte diese Schwärmerei fürs Theater schon als junges Mädchen gehabt, das wusste Cornelius noch sehr gut. Er war eifersüchtig gewesen, wenn sie von einem Schauspieler begeistert war. Auch ins Kino war sie mindestens dreimal in der Woche gegangen, sogar noch während des Krieges. Oder gerade während des Krieges, als sie allein war.

»Wenn du das gewollt hast, schon immer, wie du sagst, warum hast du mir das nicht früher gesagt? Warum hast du dann erst ein Studium begonnen?«

»Ich hätte mich nie getraut, dir das zu sagen.«

»Du willst doch nicht behaupten, dass du eine unterdrückte Jugend gehabt hast? Habe ich dir nicht alle Wünsche erfüllt?«

»Ja, schon. Aber ich wusste ja, was du willst. Dass ich hier in den Laden einsteige.«

»Du bist mein einziger Sohn, es ist naheliegend, dass ich das wünsche. Aber wenn du mir gesagt hättest, dass du eine künstlerische Begabung hast, glaubst du, ich hätte dich gezwungen, gegen diese Begabung zu leben? Du kannst mir doch gewiss nicht den Vorwurf machen, dass ich kein Verständnis für dich hatte.«

»Nein«, sagte Andreas widerwillig. »Sofern du Zeit hattest, dich um mich zu kümmern.«

»Soviel ich weiß, braucht ein Schauspieler eine gewisse Ausbildung. Bist du nicht zu alt, um damit zu beginnen?«

»Ich habe schon Schauspielunterricht genommen.«

»Anstatt zu studieren.«

»Das musste ja kommen. Du hast mich zu diesem Studium gezwungen. Die blöde Betriebswirtschaft hat mich nie interessiert.«

»Du hast mir nicht mitgeteilt, Andreas, dass du dich überhaupt für etwas interessierst. Du hättest gleich bei mir in die

Lehre gehen, dann eine Hotelfachschule besuchen können, aber ich dachte mir, ein paar Semester Betriebswirtschaft könnten nicht schaden. Ich konnte nicht studieren. Ich gebe zu, es war ein Traum meiner Jugend. Was ihr, die heutige Jugend, aus diesem Studium macht, das ist ebenso töricht wie sinnlos.«

»Das verstehst du nicht.«

»Gut, versteh ich nicht. Aber vielleicht erklärst du mir jetzt endlich mal, wie es nun weitergehen soll.«

»Das kann dir doch egal sein«, sagte Andreas trotzig. »Kein Geld mehr, okay, ich brauch dein Geld nicht. Ich habe Freunde, und wir halten zusammen. Ich habe Helga, sie gehört zu mir. Und eines Tages werde ich berühmt sein, das wirst du sehen.«

»Soll mich freuen.« Cornelius blickte auf die Uhr. »Ja, tut mir leid, ich habe noch zu tun mit diesem Laden hier. Ich würde euch ja gern zum Abendessen einladen ...«

»Aber nicht in dem Aufzug, ich weiß schon. Deinen vornehmen Oberkellner würde der Schlag treffen, wenn wir das Restaurant betreten.«

»Wir könnten hier essen. Aber auch hier würde vermutlich jeden Kellner, der uns serviert, der Schlag treffen«, sagte Cornelius kühl.

»Sollen wir also durch die Hintertür verschwinden?«

»Was habt ihr vor?«

»Wir fahren zurück nach Frankfurt. Ich hab den Wagen da. Und dann, dass du es weißt: Ich gehe wieder nach Berlin.«

»Vielen Dank für die Mitteilung. Ich wäre trotz allem froh, wenn ich ab und zu erfahren könnte, wo du bist und was du treibst.«

»Ach, wirklich?«

»Nicht meinetwegen«, sagte Cornelius kalt. »Deiner Mutter zuliebe.«

Er wandte sich ab. Keiner sollte ihm ansehen, wie verletzt er war, wie im Tiefsten unglücklich. Zwanzig Jahre harter Arbeit, zwanzig Jahre Kampf. Wofür denn eigentlich? Für wen? Elfriede so krank, dass sie vermutlich nicht mehr lange leben würde. Und dieser Sohn, der ihm den Rücken kehrte.

Als er aus der Gefangenschaft kam, war der Junge fast drei Jahre alt, und Elfriede war so federleicht, dass man sie mit einer Hand hochheben konnte. Die Flucht, das Elend, die Angst. Fast hätte er gelacht – in einer Art Kommune hatten sie gelebt, als er zurückkam, eine notdürftig hergerichtete Wohnung in dieser zerbombten Stadt, die sie mit drei anderen Familien teilten. Und die erste Zeit war er notgedrungen dort mit untergekrochen, auch er hilflos, gedemütigt, verzweifelt.

Bis er zu kämpfen begann. In einer Würstchenbude auf dem Bahnhofplatz.

September 1947

Die Zeit der Gefangenschaft war für ihn erträglich gewesen. Zum Glück war es nicht Russland, die Amerikaner hatten ihn nach Frankreich verfrachtet, zur Arbeit in der Landwirtschaft, was für viele seiner Leidensgenossen auch eine harte Zeit gewesen war. Nicht für ihn. Er kam in die Touraine, in eine fruchtbare, leuchtende Landschaft, und dort geriet er in eine Familie, die trotz ständig lebhaft ausgetragener Meinungsverschiedenheiten eng zusammenhielt und ebenso gut lachen wie streiten konnte, beim Essen und beim Wein.

Es dauerte eine Weile, bis Cornelius sich in der Familie zurecht fand, nicht zuletzt bedingt durch Sprachschwierigkeiten. Ein wenig Französisch konnte er sogar, Elfriede, seine Braut, später seine Frau, das Fräulein von Schloss, hatte neben ihrer Theaterbegeisterung, ihrer Schwärmerei für Schauspieler, eine große Liebe zur französischen Sprache, sie sprach sie perfekt oder so, wie sie es für perfekt hielt, und sie hatte immer versucht, ihm Wörter und Sätze beizubringen, mit denen er nun bei seinen Bauern großes Gelächter erregte, die sie aber immerhin verstanden. Er dagegen konnte sie zunächst überhaupt nicht verstehen. Jedoch das änderte sich mit der Zeit, nachdem die Franzosen erkannt hatten, dass der Boche kein menschenfressender Teutone war, dass er den Krieg verabscheute wie sie, dass man mit ihm über die Nazis nicht gut sprechen konnte, weil er nicht viel mehr von ihnen wusste als sie selbst. Schlesien – das war für sie nur ein nebulöser Begriff, aber mit der Zeit hatten sie verstanden, dass dieses Land weitgehend verwüstet und nun von den Polen annektiert war, dass es keine Rückkehr dorthin gab. Was ein verlorenes Land, eine verlorene Heimat war, wuss-

ten diese Menschen nicht. Es erschien ihnen als unvorstellbar großes Unglück.

»Ein verdientes Unglück, hein?«, meinte Lucien. »'itler wollte anderen Menschen auch ihr Land wegnehmen.« Cornelius hob die Schultern. Er hatte niemandem etwas wegnehmen wollen. Man hatte ihm etwas weggenommen, seine Frau, sein Kind, seine Heimat, wertvolle Jahre seines Lebens.

Lucien war der Einzige, der vom Winter 1939 bis zur Besetzung Frankreichs im Juni 1940 bei der Armee gewesen war, doch es war ihm nichts geschehen, er war weder verwundet worden noch in Gefangenschaft geraten, er kehrte nach der Niederlage ohne Umweg zu seiner Familie zurück und machte sich glücklich wieder an die Arbeit in seinen Weingärten. Dass sie die Boches eines Tages wieder aus Frankreich hinauswerfen würden, daran zweifelte keiner in der Familie, also kam es darauf an, die Zeit bis dahin zu überstehen und Geschäfte zu machen. Auch mit den Boches; Wein wollten sie alle gern trinken und noch lieber nach Deutschland mitnehmen, daher konnte man gute Preise von ihnen verlangen. Darin waren sich alle einig.

Es waren drei Familien, die auf den Bauernhöfen lebten, miteinander verwandt und verschwägert, und von den fünf anderen deutschen Kriegsgefangenen, die hier arbeiteten, war es als erster Cornelius, der sich auf allen drei Höfen nützlich machen konnte. Vom Weinbau verstand er nichts, aber mit Obst kannte er sich aus, sie hatten zu Hause auch einen großen Obstgarten besessen, eine Kuh konnte er melken, dazu kam das offene, freundliche Wesen des Schlesiens, sein Bemühen, sich zu verständigen, alles Dinge, die ihm das Leben erleichterten. Nach einem Jahr war er ein Weinkenner, schätzte das exzellente Essen und sprach leidlich Französisch.

Die Frauen mochten ihn auch; er war gut herausgefuttert, das Gesicht gebräunt, das volle dunkle Haar glänzte, er war

kräftig und gesund, packte jede Arbeit geschickt und gutwillig an. Dass er so lange von seiner Frau getrennt war und dass er seinen kleinen Sohn, der 1944 geboren worden war, noch nie gesehen hatte, bewegte die Herzen der weiblichen Familienmitglieder zusätzlich. Er gehörte nun zu ihnen; sie trauerten mit ihm, als er erfuhr, dass sein Vater das Kriegsende nicht überlebt hatte, und sie freuten sich mit ihm, dass seine Mutter nach langem Umweg bei der Schwiegertochter und dem Enkelsohn in Westdeutschland angekommen war. Es gab einen großen Abschied, als er im Herbst 1947 entlassen wurde, sie tranken alle auf sein Wohl, und er musste versprechen, sie bald zu besuchen.

Aus dem sonnigen fruchtbaren Land kam er in eine fremde Stadt, die in Trümmern lag, fand Elfriede krank und unterernährt vor, seine Mutter verdüstert und verbittert, nur der kleine Sohn, fast drei Jahre alt, war gut genährt und wohltaug, dafür hatten die Frauen jedes Opfer gebracht. Elfriede hatte eine Zeit lang in einem Depot Straßenbahnwagen geputzt, bis sie immer öfter umfiel, bewusstlos liegen blieb. Der Arzt stellte einen Myokardschaden fest, seitdem arbeitete sie nicht mehr. Seine Mutter stand am Spültisch in der Küche einer Gastwirtschaft, sie verdiente das Geld für die kleine Familie. Wenig Geld, mit dem sich keine Einkäufe auf dem schwarzen Markt machen ließen, was jedoch, wie seine Mutter ihn aufklärte, die einzige Möglichkeit war, um zu überleben.

»Ich bin zu nichts nütze. Zu nichts«, jammerte Elfriede. »Wenn wir wenigstens ein Klavier hätten, dann könnte ich Klavierstunden geben.«

Cornelius blickte sie stumm an. Ein Klavier!

Die Wohnung hatte vier Zimmer, ein Badezimmer, ein Klo, die Fenster waren zum Teil noch mit Brettern vernagelt, in jedem Zimmer stand ein Kanonenofen, dessen Rohr zu einem Fenster hinausragte, Kohle klauten die Männer und die Frau-

en jetzt schon für den nächsten Winter. Es waren elf Frauen, drei Männer und fünf Kinder, die hier wohnten. Nun kam Cornelius noch dazu.

Es gab Streit, Hader und Hass, es gab jedoch auch Mitleid und Hilfsbereitschaft. Elfriede wurde von allen geduldet, das merkte er gleich, sie war zart und hilflos, scheu und ängstlich, doch war sie klug genug, ihre Bildung, ihre Belesenheit, ihre Musikliebe vor den anderen zu verbergen. Soviel hatte das Leben sie gelehrt, dass man ein besseres Niveau verschweigen musste, wenn man in einem Milieu lebte, das darunter lag. So war sie für die anderen eine kränkliche junge Frau, arm und elend, mit einem lebhaften kleinen Sohn, den sie nicht einmal auf den Arm nehmen konnte, ohne zu schwanken. Man steckte ihr manchmal etwas zu, wenn man gerade etwas erwischt hatte, ein Ei, ein Stück selbst gebackenen Kartoffelkuchen, ein Stück Speck, je nachdem, was einer gerade auf dem schwarzen Markt oder auf einer Hamsterfahrt erbeutet hatte. Einer der Männer war sehr erfolgreich auf diesem Gebiet, eine der jungen Frauen hatte eine Zeit lang einen Ami als Freund gehabt, das war auch ergiebig gewesen, doch leider war der wieder über den Ozean verschwunden. Der Krösus der Gemeinschaft, der Kommune, wie man es später nennen würde, war eine Frau, die in der Kantine einer amerikanischen Kaserne arbeitete. Sie bekam dort ausreichend zu essen, nur war es streng verboten, Lebensmittel nach draußen mitzunehmen. Natürlich tat es jeder doch, versuchte es zumindest, wurde er erwischt bei der Kontrolle, gab es eine Verwarnung, beim nächsten Mal drohte die Kündigung. Magda Köster, die hübsche blonde Dresdnerin, hatte keine Bedenken, ihre Handtasche zu füllen, sogar ungeniert eine Tüte mitzunehmen. Sie war beliebt, sie war schlagfertig und fröhlich, sie sprach gut Englisch und hatte sich inzwischen an amerikanische Aussprache und Idiome gewöhnt. Keiner kontrollier-

te sie, wenn sie ging, im Gegenteil, die Amerikaner alberten gern ein wenig mit ihr herum.

»Aber sie vergibt sich nichts dabei«, erzählte Elfriede eifrig. »Sie hat noch mit keinem Ami ein Verhältnis angefangen. Sie meint, auf diese Weise kommt sie viel besser mit ihnen hin. Das imponiert ihnen, wenn eine Frau nicht gleich ... na, du weißt schon.«

Cornelius hörte sich das meist stumm an. An die Verhältnisse im Deutschland von heute musste er sich erst gewöhnen.

»Sie liebt auch ihren Mann noch, sagt sie. Sie wird nie einen anderen Mann lieben können.«

»Ist er gefallen?«

Elfriede nickte. »Er war Jagdflieger. Und ihre kleine Tochter ist bei dem Angriff auf Dresden ums Leben gekommen. Deswegen kümmert sie sich auch so lieb um Andreas. Sie bringt ihm immer etwas mit, Schokolade oder Bonbons, weißt du.«

»Und sie ist trotz allem ein fröhlicher Mensch, sagst du.« Elfriede nickte wieder. »Gerade, sagt sie. Ich hätte nichts dagegen, tot zu sein. Aber wenn ich schon lebe, kann ich nicht als Trauerkloß durch die Gegend wandeln. Davon hat keiner was, und ich am wenigsten.«

Magda Köster lernte er am vierten Tag nach seiner Heimkehr kennen. Wenn man es denn eine Heimkehr nennen wollte; die fremde, zerstörte Stadt, die miese Bleibe, die kranke Frau, die verbitterte Mutter und das Kind, das zunächst einen Bogen um ihn machte. Der Krieg war für ihn schon vorbei gewesen, denn auch als Kriegsgefangener war er ein relativ freier Mensch gewesen, der in einer gesunden Umwelt lebte. Jetzt auf einmal schien es, als hätte der Krieg noch kein Ende genommen, das Elend der Menschen war eher größer geworden, nur die Nächte waren nicht mehr voller Angst und Schrecken.

Zweimal hatte er kurz das Haus verlassen, er hatte nichts

anzuziehen, nur seine Arbeitskluft aus Frankreich, er war mit eingezogenem Kopf um die Ruinen geschlichen, hatte verwundert die Holzbuden betrachtet, die man zwischen den Trümmern errichtet hatte und die als Läden dienten, er kam auch auf den Platz vor dem ebenfalls beschädigten Bahnhof, wo sich das Zentrum des schwarzen Marktes befand. Und er kam gerade zu einer Razzia. Amerikanische und deutsche Polizei sprangen von ihren Wagen, er stand und starrte, einer stieß ihn an.

»Mensch, hau ab!«

Da lief er mit den anderen, ganz ohne Grund, er hatte nichts zu verkaufen und kein Geld, um etwas zu kaufen. In der Wohnung ging er nur auf Zehenspitzen, die vielen unbekannt Menschen verwirrten ihn, das Gezänk der Frauen, das Geplärr der Kinder. Die Küche hatte er noch nicht betreten, vor dem Klo stand man Schlange. Da er gewöhnt war, sehr früh aufzustehen, gelang es ihm, den anderen aus dem Weg zu gehen. Nur störte er Elfriede. Sie hatte immer gern länger geschlafen, und das brauchte sie nun mehr denn je. Sie konnte nur schwer einschlafen, sie lag lange wach, er hörte sie atmen, sie lagen eng nebeneinander in einem Bett, das war ungewohnt, es war für beide lästig. Er hielt sie zärtlich im Arm, sonst geschah nichts. Eine Geliebte konnte sie derzeit für ihn nicht sein, das hatte er sofort begriffen, sie war viel zu schwach, und der Gedanke, dass sie in diesem Zustand schwanger werden könnte, war sowieso unvorstellbar. Sie wollte ihn auch nicht, nicht als Mann. Wenn seine Hand nach ihrer Brust tastete, wehrte sie erschrocken ab. Auch waren sie ja nicht allein im Raum. Seine Mutter kam zwar immer spät, sie hatte einen Ausweis, der ihr erlaubte, am späteren Abend die Straße zu betreten.

Sie sah es ebenfalls mit seinen Augen.

»Mach ihr bloß kein Kind. Das würde sie nicht überleben.«

In Frankreich hatte er im letzten Jahr ziemlich regelmäßig mit einem Mädchen von einem Nachbarhof geschlafen, es geschah heimlich in der Scheune, aber bestimmt wussten sie alle davon. Er hatte immer ein schlechtes Gewissen gehabt bei dem Gedanken an Elfriede, sein Elfchen, wie er sie früher genannt hatte. Aber das war wohl das Geringste, was er ihr angetan hatte. Auch früher schon war sie keine leidenschaftliche Geliebte gewesen, sie liebte ihn von ganzem Herzen, doch dieser Teil der Liebe war von ihr immer nur mit geschlossenen Augen ertragen worden. Viel Zeit war ihnen nicht geblieben, ein paar Urlaubswochen nur, 1941 hatten sie geheiratet, da war er längst eingezogen. Was also hatte er ihr angetan? Darüber dachte er nach, wenn er neben ihr im Bett lag, denn er konnte nun auch schwer einschlafen. Er hatte sie bewundert, er hatte sie angebetet, sie war ein Wesen von einem anderen Stern gewesen. Das war sie immer noch, mehr denn je. Er liebte sie, er würde sie immer lieben.

»Sie muss wieder gesund werden«, sagte er zu seiner Mutter.

Pauline nickte. »Sie kann wieder gesund werden, sagt der Doktor. Sie braucht Ruhe, gutes Essen. Und eine andere Umgebung, das sage ich.«

»Und wie machen wir das?«

»Ich weiß es nicht, Cornelius. Du bist nun wieder da, vielleicht fällt dir etwas ein. Es geht nicht allen Leuten schlecht, geht es nicht.«

»Der schwarze Markt, ich habe es schon verstanden.«

»Damit können wir nichts anfangen. Wir haben nichts zu verkaufen, nichts zu tauschen. Meine beiden Ringe und meine goldene Kette, du weißt schon, die dein Vater mir zum dreißigsten Geburtstag geschenkt hat, habe ich längst verkauft.«

»Ich muss Arbeit finden.«

»Das musst du wohl.«

»Ich habe nichts gelernt. Ich habe keinen Beruf.«

Eines Abends klopfte es an der Tür, dann steckte Magda den blonden Kopf herein.

»Darf ich? Ich muss doch Ihren Sohn kennenlernen, Frau Müller. Ich habe gehört, dass er da ist, aber keiner kriegt ihn zu sehen.« Sie legte den Kopf schief. »Ein schmucker Mann, so sagt man doch bei Ihnen in Schlesien, nicht?« Sie streckte Cornelius die Hand hin. »Ich bin Magda Köster. Willkommen an Bord.«

Sie war freundlich, herzlich, fröhlich, genau wie man sie Cornelius beschrieben hatte. Und er dachte sofort: Sie hat recht, wenn man schon überlebt hat, muss man sein wie sie.

»Hallo, Andreas. How are you?« Sie hielt dem Jungen einen Riegel Hershey-Schokolade hin, und Andreas griff mit größter Selbstverständlichkeit danach, das kannte er schon.

Sie hatte auch sonst noch einiges mitgebracht, ein paar Scheiben amerikanisches Weißbrot, das zwar fade schmeckte, aber eine Kostbarkeit war, ein Gläschen mit Käsecreme, ein größeres Glas mit Rührei, in Papier gewickelt kleine Stückchen Butter und in einem Tütchen etwas Nescafé.

»Das habe ich bei uns in der Küche eingesammelt, es bleibt ja immer so viel übrig. Und hier«, sie griff in ihre große Tasche und brachte zwei Päckchen Lucky Strike heraus, »für Sie, Herr Müller. Falls Sie nicht rauchen, können Sie sie tauschen.«

»Das Stück fünf Mark«, sagte Pauline Müller andächtig. »Und hier«, sagte Magda wieder, »kommt der ganz große Knüller.«

Sie sagte Gnüller, denn sie sprach ein wenig sächsisch, was ihren Worten noch mehr Fröhlichkeit verlieh.

Aus der Tasche kam eine Rolle Klopapier. »Habe ich auf dem Klo gemopst. Hüten Sie das Wertstück gut, ganz sparsam verbrauchen. Das kriegt man nicht mal auf dem schwarzen Markt.«

Selbst Elfriede hatte sich aus dem altersschwachen Sessel erhoben und bestaunte das »Wertstück«, wie Magda die seltene Gabe genannt hatte.

»Wie Sie das nur immer machen, Frau Köster«, sagte sie. »Ja, wie wohl. Organisieren haben wir schließlich gelernt in den letzten Jahren. Und meine Amis haben es knüppeldicke.«

»Und die Zigaretten?«, fragte Elfriede. »Die liegen doch sicher nicht in der Gegend herum.«

»Nee, das ist mein netter Sergeant. Der hat mich nun mal ins Herz geschlossen. Ganz in allen Ehren«, wandte sie sich an Cornelius. »Er ist jung verheiratet, und seine Frau hat gerade ein Baby bekommen.«

»Von ihm?«, wunderte sich Pauline.

»Na, das wollen wir doch stark hoffen. Er war jedenfalls letzte Weihnachten auf Urlaub in Kentucky. Ich habe ein Bild von ihm gemalt, wie er vor der Kantine steht, eine Depesche liest, eben die, wo man ihm die Geburt des Kindes mitteilt, da steht er also und strahlt über das ganze Gesicht wie ein Honigkuchenpferd.«

»Das haben Sie gemalt. Können Sie denn das?« staunte Elfriede.

»Man kann viel, wenn man muss ... Ich nehme an, die Zigaretten sind nur eine Anzahlung. Ich kriege sicher noch mehr. Also Sie sehen, Herr Müller, ich habe da einen Freund, der gar nichts von mir will, mich nur gut leiden kann. Und wissen Sie, warum? Er hat mal festgestellt, dass ich seiner Schwester ähnlich sehe. Der Schwester von einem amerikanischen Sergeanten ähnlich zu sehen, ist das wohl ein Glück für so ein armes, besiegttes deutsches Schwein?«

Das alles kam sprudelnd und vergnügt, leicht sächselnd heraus, und Cornelius lachte. Er lachte herzlich, zum ersten Mal, seit er diese Wohnung betreten hatte.

Magda sah und hörte dieses Lachen, dann blickte sie die anderen an. Sogar Pauline verzog den Mund, Andreas

patschte in die Hände, und Elfriede, die ihren Mann betrachtete, lachte auch.

Nur Magda war einen Augenblick lang ernst. Wie glücklich sie sein kann! Sie hat ihren Mann wiederbekommen, und was für einen netten Mann. Und sie hat ein Kind. Doch sie verbot sich das aufsteigende Gefühl von Wehmut sofort. Nur nicht daran denken. Nicht daran denken. Überhaupt nicht denken, handeln. Als keiner mehr lachte, Andreas seine schokoladenverschmierten Finger ableckte, die Erwachsenen sie erwartungsvoll ansahen, als müsse sie noch mehr Anlass zu Heiterkeit geben, fragte sie und sah Cornelius an: »Was werden Sie tun?«

»Keine Ahnung.«

»Ich werde darüber nachdenken. Irgendwann wird was mit dem Geld geschehen. So was wie die Inflation nach dem vorigen Krieg wird es nicht geben, das wollen die Amis auch nicht. Die Welt ist in zwei Teile geteilt, und die Amis und die Sowjets sind keineswegs mehr so dicke Freunde. Ich kann das täglich merken im Umgang mit den Amerikanern, sie werden nämlich immer umgänglicher. Glücklicherweise kann ich mit ihnen reden, ich verstehe sie, und sie verstehen mich. Das ist schon mal ungemein nützlich. Können Sie Englisch?«

»Nein. Nur Französisch. So ein bisschen.«

»Also, wenn Sie wollen, und Zeit haben Sie ja jetzt, gebe ich Ihnen Unterricht in Englisch.«

Cornelius war erstaunt. »Sie?«

»Ja, ich. Wer sonst? Das brauchen Sie nämlich.«

Sie blickten sich in die Augen. Magdas Augen waren groß und dunkelbraun. Was Cornelius darin las, verwirrte ihn. »Das ist aber nett von Ihnen, Frau Köster«, sagte Elfriede.

»Ach Gott, nett, ja, das auch. Aber einer muss ein bisschen Dampf hier in eure Bude bringen. Und gerade habe ich noch eine gute Idee. Ich werde meinem Sergeanten erzählen, Mike heißt er, mein Bruder sei aus der Gefangenschaft zurück-

gekommen, tapfer und tüchtig und ein großer Gegner der Nazis. Das verkaufe ich dem schon. Da fallen noch mehr Zigaretten ab, jede Wette? Und dann wird schon was werden.«

Noch im November des Jahres 1947 begann Cornelius mit seiner Würstchenbude auf dem Bahnhofplatz.

September 1968

Sie gingen nicht über die Hintertreppe, sondern die große, breite Treppe hinab, die vom ersten Stock, wo das Büro des Hoteldirektors lag, direkt in die Halle führte. Hier herrschte zu dieser späten Nachmittagsstunde reger Betrieb, alle Sessel und Sofas waren besetzt, Kellner servierten Drinks oder Tee, auch vor der Tagesbar, die sich im Hintergrund der Halle befand, war jeder Hocker besetzt. Helga blickte sich verstohlen um, doch Andreas, die Lippen zusammengepresst, sah weder nach rechts noch nach links. Sicher kannte ihn der eine oder andere Angestellte hier im Haus, und er war sich auf einmal bewusst, wie er aussah. Noch vor zwei Jahren war er ein gut angezogener junger Mann gewesen, der großen Wert auf seine Erscheinung legte.

Das hat er geschafft, er hat mich verunsichert, dachte er und suchte nach einem Rest der Wut, die seinen Auftritt begleitet hatte. Alle sehen wir so aus, was soll daran verkehrt sein. Eine Uniform hat er es genannt. Das verdammte Establishment, das hier in der Halle herumsitzt, hat einen Schlips um den Hals, ist das keine Uniform? Doch die Wut war nicht mehr da, sie hatte einer Traurigkeit, ja Verzweiflung Platz gemacht, die er nicht begriff. Seine Mutter hatte er unglücklich gemacht. Nein, hatte er nicht, sie verstand ihn ja. Seinen Vater hatte er verärgert, er verstand ihn nicht. Auch wenn er behauptet hatte, immer Verständnis für seinen Sohn gehabt zu haben. Hatte er nicht. Konnte er gar nicht haben, so wie er lebte.

Alle seine Freunde sagten, dass die Alten mit ihrer Gier nach Geld und Erfolg kein Verständnis für die Jungen haben konnten. Wiederaufbau – das war ihr großes Lösungs-

wort. Okay, für ihn konnte das keine Geltung haben, er hatte schließlich nichts kaputtgemacht.

»Ich habe ihre Welt nicht kaputtgemacht«, murmelte er vor sich hin.

»Was sagst du?«, fragte Helga aufgestört. Sie hatte eben einer schlanken rothaarigen Dame nachgesehen. War das nicht Ellen Winter, die Filmschauspielerin?

»Nichts«, beschied er sie kurz.

Als sie an der Rezeption vorbeikamen, warf er nur einen Blick aus dem Augenwinkel auf Kilian, hoffend, dass der ihn nicht sehen würde. Max Kilian, der Chefportier des Hauses, stand im korrekten, dunklen Anzug, die goldenen Schlüssel auf dem Revers, hinter seinem Pult, sein Haar war inzwischen grau meliert, was seine Erscheinung noch würdevoller machte.

Glücklicherweise sprach er gerade mit einem Gast. Es war noch nie vorgekommen, dass Andreas im Haus war, ohne bei Kilian haltzumachen und sich eine Weile mit ihm zu unterhalten.

Das letzte Mal, als er hier gewesen war, Ende April, nachdem er aus Berlin weggegangen war, hatte er nicht viel anders ausgesehen als heute, und Kilian hatte gesagt: »Na, Jungchen, hast du eine Landpartie gemacht?«

Landpartie! Auf welchem Mond lebten die eigentlich hier in diesem verdammten Kaff? Kannten sie nur die geschniegelten Greise aus dem Establishment?

Dem Chefportier des Parkhotels entging nichts. Er hatte Andreas sehr wohl gesehen, seinen Aufzug, das Mädchen neben ihm, das eilige Durchqueren der Halle, das einer Flucht gleichkam. Allerdings hatte er nicht gesehen, wie Andreas kam, das musste während seiner Teepause gewesen sein. Dann war es nur ein kurzer Besuch beim Direktor gewesen, und dass Andreas nicht wie sonst zu einem Schwatz stehen blieb, ließ eine Auseinandersetzung vermuten.

Kilian seufzte. Er liebte Andreas wie einen Sohn, und er fühlte sich Cornelius Müller eng verbunden. 1957 war er in das Parkhotel gekommen, fünf Monate nach der Eröffnung. Andreas war damals ein Junge von zwölf Jahren, wohlgezogen, offenherzig und gescheit, und wenn er mit seinen Eltern an dem Tisch ganz rechts hinten im Restaurant speiste, hätte niemand an seinem Aussehen oder seinen Manieren etwas aussetzen können.

War das Mädchen der Grund? Bisher hatte er nie ein Mädchen mitgebracht. Merkwürdig hatten die beiden ja ausgesehen. Aber Kilian war nicht weltfremd, er wusste, wie die jungen Leute heutzutage herumliefen und dass sie sich wichtig vorkamen in diesem Aufzug. Außerdem war er ein eifriger Zeitungsleser, darum wusste er auch, was sich an den Universitäten abspielte, seit einigen Jahren nun schon, und seit dem Attentat auf Rudi Dutschke war es noch schlimmer geworden.

Kilian nahm es gelassen. Junge Leute mussten sich austoben, sie taten es auf diese oder jene Art, zurzeit übten sie sich als Revolutionäre. Der Wohlstand verführte sie dazu. Das erschien absurd auf den ersten Blick, dachte man ein wenig darüber nach, kam es einem aber ganz normal vor. Es war das Privileg der Jugend, anderer Meinung zu sein. »Sie können sich darauf verlassen, Herr Doktor«, sagte er zu dem Mann, der vor seinem Pult stand, »morgen früh sind die Opernkarten da. Das Zimmer im Atlantic in Hamburg ist für übermorgen bestellt.«

Ob Andreas noch einmal wiederkam?

Kilian wandte sich Ellen Winter zu, die eilig auf ihn zukam. Die berühmte Schauspielerin gastierte zurzeit im hiesigen Stadttheater.

»Gnädige Frau?«

»Herr Kilian, es muss einer mit meinem Hund spazieren gehen, während ich Vorstellung habe. Gestern habe ich ihn

in der Garderobe gelassen, da ist er ausgebüxt und erschien plötzlich auf der Bühne. Wir spielen Sartres ›Geschlossene Gesellschaft‹, da geht das wirklich nicht.«

Kilian war nicht nur belesen, er verstand auch etwas vom Theater.

»Nein, wie ein Höllenhund sieht Bibi wirklich nicht aus.«

Ellen Winter lachte. »Eben. Haben Sie jemand, der Bibi mal kurz spazieren führt, so zwischen neun und zehn. Es muss aber ein zuverlässiger Mensch sein, der keinen Unfug mit dem Tier treibt.«

»Das macht Axel, Page Nummer eins. Er ist mit Hunden aufgewachsen, seine Eltern haben heute noch zwei Schäferhunde.«

»Na ja, Schäferhunde! Bibi ist ein kleiner Hund. Sie braucht nicht weit zu gehen, nur dass sie gerade das Allerwichtigste erledigt. Ich komme heute spät, wir sind nach der Vorstellung vom Oberbürgermeister eingeladen.«

»Axel ist gerade mit einer Erledigung unterwegs, gnädige Frau. Sobald er zurück ist, schicke ich ihn zu Ihnen hinauf, da können Sie ihn genau instruieren.«

»Danke, Herr Kilian.«

»Stets zu Ihren Diensten, gnädige Frau.«

Als sie durch die Drehtür waren, fasste Andreas nach Helgas Hand. »Los, machen wir, dass wir fortkommen.«

Helga war hartnäckig. »Was hast du damit gemeint, du hast nichts kaputtgemacht?«

»Ihr scheißverdammtes Land hier. Sie haben geduldet, dass es zerstört wurde. Sie sind diesem Hitler nachgelaufen und haben sich in den Krieg treiben lassen wie die Hasen. Und nun sind sie so stolz auf ihren Wiederaufbau. Na schön, warum auch nicht. Sie hatten allen Grund, wieder was aufzubauen. Aber was geht mich das an?«

»Du hast allen Grund, ihnen dankbar zu sein. Dein Leben war leicht im Vergleich zu ihrem Leben. Wir alle haben

ein schönes Leben im Vergleich zu dieser Generation, sagt mein Vater.«

»Mein Vater sagt – das kenne ich bald auswendig. Dein Vater ist genauso ein alter Trottel wie mein Vater.«

Helga blieb stehen und riss ihre Hand aus seiner.

»Mein Vater ist nicht alt. Und ein Trottel ist er schon gar nicht. Ebenso wenig wie dein Vater. Was blieb ihnen denn anderes übrig, als weiterzuleben und aufzubauen? Denkst du denn, sie sind gern in den Krieg gegangen?«

»Und warum sind sie dann gegangen?«

»Mein Vater sagt, man muss erst einmal in einer Diktatur gelebt haben, um zu wissen, wie das ist. Für uns heute ist es leicht, zu wissen, wie man es besser machen soll. Weil es eben nur Theorie ist.«

»Also hast du mit deinem Vater dieses Thema erörtert.«

»Klar. Das tun wir doch alle. Immerhin haben sie meinen Vater verhaftet und eingesperrt, weil er auf der Kanzel Dinge gesagt hat, die er nicht hätte sagen sollen.«

»Das hast du mir bereits erzählt. Aber sie haben ihn wieder freigelassen, und dann hat er Dinge gesagt, die den Nazis gepasst haben.«

»Hat er nicht. Er war nur ein bisschen vorsichtiger.«

»Siehst du, da haben wir es. Vorsichtig. Um die eigene Schwarte zu retten.«

»Und was soll daran verkehrt sein?«, fragte sie ruhig.

»Mein Vater sagt, auch Märtyrer hätten die Nazis nicht vernichten können. Also wozu dann sich selbst und seine Familie ins Unglück stürzen?«

»Das ist es eben. Das ist der Standpunkt, wo ich nicht mehr folgen kann. Tut mir leid.«

»Du kannst leicht reden. Schließlich haben Sie meinen Vater dann doch noch eingezogen.«

»Und da hat er die Waffen gesegnet.«

»Blödsinn. So was gab's gar nicht mehr.«

Sie mussten an der Ampel warten, ehe sie den Platz überqueren konnten. Auf der anderen Seite blieb Helga stehen und blickte auf das Hotel. Es war ein einfacher, schmuckloser Bau, so wie man in den fünfziger Jahren gebaut hatte, als man noch froh darüber war, überhaupt bauen zu können. Der Eingang war inzwischen pompös geworden, die Eleganz der Räume ließ sich von außen nicht erahnen. »Parkhotel Peters« stand über der Front des Hauses, daneben das verschlungene Emblem der beiden großen P.

»Was heißt Peters?«, fragte Helga.

»Der Mitinhaber. Genau genommen gehört Peters das Hotel.«

»Ich denke, deinem Vater?«, fragte sie überrascht.

»Sei doch nicht so doof. Wovon sollte er denn ein Hotel bauen? Er kam '47 aus der Gefangenschaft, da hatte er kein Hemd auf dem Hintern. Und Flüchtling war er außerdem. Kannst du mir sagen, woher man dann das Geld nimmt, um ein Hotel zu bauen?«

»Na, Bankkredite und so was.«

»Und du denkst, die Bank schmeißt so einem Mann, der dazu noch total fremd ist in dieser Stadt, einfach das Geld nach?«

»Du hast mir das noch nie erzählt.«

»Hab ich auch nicht. Ist ja vollkommen uninteressant für uns. Genügt mir schon, wenn du deine Sätze ständig anfängst: Mein Vater hat gesagt –«

Sie lachte. »Ich kann ja in Zukunft sagen, meine Mutti hat gesagt. Die hat nämlich auch eine Menge zu sagen bei uns zu Hause.«

»Dein Vati, deine Mutti, deine zwei Schwestern, deine zwei Brüder ...«

»Es ist nur ein Bruder.«

»Genügt. Ein Glück, dass ich da nie hin muss.«

Sie blickte ihn erstaunt an. »Natürlich musst du hin. Wenn

du mich heiraten willst, musst du sie doch vorher kennenlernen.«

Jetzt machte er ein erstauntes Gesicht. »Wer spricht von Heiraten?«

»Aber wenn du doch sagst, du liebst mich.«

»Wie bin ich bloß an dich geraten?«

»Bei einem Sit-in.«

»Richtig. In der Frankfurter Uni. Dass sie dich überhaupt nach Frankfurt gelassen haben, der Vati und die Mutti, das wundert mich ungeheuer.«

»Das weißt du genau. Außerdem sage ich zu meinem Vater nie Vati. Nur zu Mutti sage ich Mutti.«

»Heiliger Bimbam! Und wissen sie eigentlich inzwischen, dass du bei Cousine Ev ausgezogen bist?«

»Sie wissen es nicht. Und so ganz ausgezogen bin ich nicht. Ev war nur froh, weil sie einen neuen Freund hat. Mit dem ist sie jetzt in Italien, und wenn sie zurückkommt, wird sie wissen, ob sie ihn behält oder nicht.«

»Hast du mir alles schon dreimal erzählt.«

Sie standen immer noch gegenüber dem Hotel, und Andreas suchte mit den Augen das Fenster im ersten Stock, direkt in der Mitte. Dort war sein Büro. Saß er jetzt dort und ärgerte sich? Oder machte er seine tägliche Frühabendrunde durch das Haus, Restaurant, Bar, Halle, ein Blickwechsel oder ein paar Worte mit Kilian, ein kurzer Besuch im Büro der Hausdame, dann ein Gang durch die Küche, kurze Besprechung mit dem Oberkellner. Oder telefonierte er vielleicht mit seiner Frau, um sich über den vergammelten Sohn zu beschweren? Gewiss nicht. Er würde ihr wie immer jede Aufregung ersparen. Er würde sich, auch wie immer, bei Magda ausweinen.

Andreas presste die Lippen zusammen und starrte mit zusammengekniffenen Augen auf das Hotel.

Helga stieß ihn an. »Mach nicht so einen schrecklichen Mund!«

»Was ist mit meinem Mund?«
»Hässlich sieht das aus.«
»Bin ich eben hässlich.«
»Bist du nicht. Du bist sogar ein ausgesprochen schöner Mensch.« Sie kicherte albern. »Sagt jedenfalls Sabine.«
»Sabine? Was für eine Sabine?«
»Na, Bine. Die Nummer eins in unserer Kommune. Die ist doch scharf auf dich, das weißt du ganz genau.«
»Ach die! Die kann lange warten.«
»Ich hab dir das ja von Anfang an gesagt, so eine Tauscherei mache ich nicht mit, auch wenn ich da jetzt wohne.«
»Nicht gern, wie du vorhin verkündet hast.«
»Nein, nicht so gern.« Sie rümpfte die Nase. »Die riechen alle so schlecht.«
»Meinst du, du riechst besser?«
Sie hob den Kopf und blickte ihn zornig an. »Bisher habe ich besser gerochen.«
Er lachte und legte den Arm um ihre Schultern. »Du riechst immer noch besser als alle anderen. Und weitaus besser als Bine. Aber du bist ja auch erst drei Wochen bei uns.«
»Und Ev hat keine Ahnung, wo ich wirklich bin. Sie denkt, wir machen Ferien auf dem Land. Du gefällt ihr nämlich. Aber sie würde nie dulden, dass ich in einer Kommune lebe. Wenn sie aus Italien zurück ist ...« Helga verstummte, ratlos.
»Ja? Was ist dann?«
»Weiß ich auch nicht. Ich werde eben wieder bei ihr wohnen. Die Sache mit dem neuen Freund ist ja noch sehr fraglich.«
»Du wirst weder dies noch das, sondern wir gehen nach Berlin.«
»Ich dachte, du hast das vorhin nur so hingeredet.«
»Komm!« Er nahm wieder ihre Hand. »Lass uns gehen. Sonst wird es zu spät.«
»Zu spät für was?«

Das war so ihre Art von Fragen, die ihn immer verwirrten. Weil sie recht hatte mit diesen Fragen. Zu spät für was? Es war kein Semester, außerdem arbeitete er schon lange nicht mehr für sein Studium, nur für die Revolution. Und wenn er ehrlich war, ödete ihn die Frankfurter Kommune an, in der er seit drei Monaten lebte. Es hatte einen gewissen Reiz bedeutet, Helga dorthin mitzunehmen, er wollte ihr damit imponieren, aber das war ihm keineswegs gelungen. Ihr konnte man nicht so leicht imponieren. Und wenn sie auch mit ihm dort lebte, so blieb doch immer eine gewisse Distanz zwischen ihr und den anderen.

»Für was, für was?« äffte er sie nach. »Wir fahren nach Frankfurt, habe ich gesagt.«

»Ich habe Hunger.«

»Ich auch. Hätten wir uns ordentlich angezogen, hätte mein Alter Herr uns zum Abendessen eingeladen in sein stinkfeines Restaurant. Jetzt werden wir draußen in einer Raststätte was essen. Oder schauen wir mal um die Ecke auf den Bahnhofsplatz? Ob wir dort die Würstchenbude noch finden?«

»Was für eine Würstchenbude?«

»Würstchen soll es ja zuerst gar nicht gegeben haben. Nur so 'ne Art Buletten mit undefinierbarem Inhalt. Sagt Magda. Einigermaßen essbare Würstchen gab es dann erst nach der Währungsreform.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du redest.«

»Kannst du auch nicht haben. Ist auch egal. *Tempi passati*.«

Sie gingen ein Stück die breite Straße entlang, die vom Hauptbahnhof stadteinwärts führte, dann bog Andreas in eine kleine Seitenstraße ein, in der sich elegante Läden befanden, hier war die Einkaufsgegend für Kenner. Plötzlich stoppte Andreas.

»Wozu eigentlich«, sagte er, immer noch missgelaunt,

machte kurz kehrt und ging in entgegengesetzter Richtung die Straße zurück, die nach einer Weile die Hauptstraße überquerte und dann in einem kleinen Bogen an der Rückfront des Parkhotels landete.

Helga, die an seiner Hand den Umweg mitgemacht hatte, fragte: »Wozu eigentlich was?«

»Du mit deiner ewigen Fragerei. Ich hab's mir anders überlegt. Ich wollte jemanden besuchen, und nun lasse ich es bleiben.«

Sie kapierte sofort. »Du hast es satt, dich dumm anreden zu lassen wegen deines Aufzugs.«

»Richtig. Obwohl sie wahrscheinlich gar nichts dazu gesagt hätte. Sie hätte gelacht.«

»Und wer ist sie?«

»Magda. Der gute Geist der Familie, ihr Schutzengel und Vaters Freundin.«

»Oh! Hat er eine?«

»Klar.«

»Und wer ...?« Ehe Helga ihre nächste Frage anbringen konnte, rief sie erstaunt: »Wir sind wieder beim Hotel.«

»Wir sind im Kreis gegangen.«

»Und hier ist wirklich ein kleiner Park.«

»Es muss früher ein großer Park gewesen sein. Dafür wird der Rest jetzt sorgfältig gepflegt. Auf dieser Seite liegen die besten Zimmer des Hotels. Ach, zum Teufel mit dem Hotel. Los, wir holen den Wagen.«

»Und wer ...?« versuchte Helga die begonnene Frage zu vollenden, doch Andreas sagte unfreundlich: »Shut up!«

Er hatte den Wagen nicht auf dem Hotelparkplatz gelassen, sondern ein paar Straßen weiter in der Werkstatt, wo sein Freund Jonny arbeitete. Wie im Stillen erhofft, hatte Jonny den Volkswagen aufgetankt, die Scheiben geputzt, auch den verkratzten Lack so gut es ging gewienert.

»Dein Vater könnte auch mal einen neuen Wagen springen

lassen«, sagte er. »Mit der alten Karre kannst du nicht mehr viel Staat machen. Ist das deine neue Freundin?«

»Das ist meine Freundin, und der Wagen ist mir noch lange recht.«

»Geschmackssache. Hier, sieh mal den, das ist ein Schnuckelchen.«

Jonny wies auf den Jaguar, der neben dem Volkswagen stand und an dem er offenbar gerade arbeitete. »Das ist was, wie? Könntet ihr euch doch leisten.«

»Ich nicht. Möchte ich auch nicht geschenkt, so eine Angeberkarre. Wie sähe das denn aus, wenn ich damit ankäme?«

Jonny ließ einen schiefen Blick über Andreas und Helga gleiten. »Hast du auch wieder recht. Wenn man euch so ansieht, dann passt ihr da gar nicht rein.«

Andreas lachte und musterte seinerseits die schmutzige Monteurskluft seines Jugendfreundes. »Du hast es gerade nötig.«

»Mensch, ich arbeite. Solltest mich mal nach Feierabend sehen, wenn ich mit meinem Mädchen ausgehe.«

»Immer noch dieselbe?«

»Klar. Die passt, wie für mich gewoben. Und die verdient ganz schönes Geld. Die ist nämlich tüchtig. Erste Verkäuferin ist sie, bei C&A.«

»Na, fabelhaft«, sagte Andreas spöttisch. »Dann könnt ihr euch bald 'nen Jaguar leisten.«

»Den brauchen wir auch nicht. Dafür werde ich eines Tages meine eigene Werkstatt haben. Eines nicht fernen Tages. Würste sehen. Und dann mach ich die dicken Mäuse.«

»Soweit werde ich es nie bringen.« Es sollte wieder spöttisch klingen, wurde aber von Jonny nicht so aufgefasst. »Glaub ich auch nicht. Ihr demoliert erst mal die Universitäten und treibt die Professoren in den Herzinfarkt. All so 'n Blödsinn. Könnt ihr euch was drauf einbilden.«

»Das verstehst du nicht.«

»Versteh ich nicht, versteh ich nicht! Kannste dir noch mal was drauf einbilden. Warum macht ihr denn das, wenn ich es nicht verstehen kann? Mir hat erst neulich so ein Studentenfips erklärt, auch so einer mit 'nem reichen Vater am Arsch, also der hat mir erklärt, sie machen das alles für uns, für die arbeitende Klasse. Wer hat euch denn darum gebeten? Uns geht's so gut wie nie, verstehste, und wir haben einen Dreck davon, wenn ihr da Kleinholz macht. So ist das nämlich.«

»So ist es. Ich habe verstanden. Was bin ich schuldig, Jonny?«

»Nur fürs Benzin.«

Der Abschied fiel kühl aus, und Andreas schwieg lange, während er zur Stadt hinausfuhr.

Dann sagte er: »Mit Jonny hab ich schon als Fünfjähriger gespielt. Und ich habe für ihn immer ein Würstchen stibitzt. Jetzt sprechen wir auf einmal zwei Sprachen.«

»Und was meinst du, woran das liegt?«

»Halt mir jetzt bloß keine Predigt.«

»Ist nicht nötig«, sagte Helga sanft. »Du hast schon verstanden. Heißt er wirklich Jonny?«

»Johannes.«

»Wie mein Bruder«, sagte Helga versonnen und blickte hinaus in die Abenddämmerung.

Ihr Leben war immer so ordentlich gewesen, so überschaubar. Auf einmal kam es ihr unordentlich vor, beängstigend. Und dann, sich selbst beruhigend, dachte sie: So ist es wohl immer, wenn man liebt. Wenn so etwas Neues und ganz anderes in das Leben kommt. Aber es änderte nichts daran, dass sie Heimweh hatte. Dass sie sich auf einmal nichts so sehr wünschte, als daheim zu sein.

Cornelius

Cornelius hatte seine Frau nicht angerufen, Elfriede hatte sich bei ihm gemeldet.

»Ist Andreas noch da?«

»Nein.«

»Ach, du lieber Gott!«

Er schwieg, wartete ab, was weiter kam.

»Hattet ihr Streit?«

»Streit? So würde ich es nicht nennen. Andreas hat mir erklärt, dass er nicht daran denkt, mein Nachfolger im Hotel zu werden, dass er auch nicht weiter studieren will, sondern stattdessen ein berühmter Schauspieler werden wird.«

Jetzt schwieg sie eine Weile, und er sah im Geiste ihre angstvollen, blauen Augen, weit geöffnet, das Zittern um ihren Mund. Der Zorn auf seinen Sohn hatte sich noch nicht gelegt, kehrte nun verstärkt zurück. Warum tat er seiner Mutter das an?

Aber so viel tat er ihr gar nicht an, wie das weitere Gespräch ergab.

»Das ist schlimm für dich, nicht wahr?«

»Für mich? Ich werde es überleben. Ich habe schließlich ganz andere Dinge überlebt.«

»Ich kann ihn verstehen, Cornelius. Ich wünschte, du könntest es auch.«

»Es genügt ja, wenn du es tust.«

»Bitte, sprich nicht so mit mir. Diese Leidenschaft fürs Theater, du weißt, ich hatte sie auch. Nichts auf der Welt hat mich so verzaubert wie das Theater. Bücher und Musik auch, natürlich. Aber Theater war für mich das Höchste.«

»Und das Kino.«



Utta Danella

Das Hotel im Park

Roman

Taschenbuch, Klappenbroschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-41808-0

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2015

Deutschland 1968: Es ist die Zeit der Studentenbewegung, der Kommunen und der freien Liebe. Die Studentin Helga und der Schauspielschüler Andreas lieben einander innig und träumen von einem selbstbestimmten, glücklichen Leben. Doch der beeinflussbare Andreas verfällt dem Zauber eines falschen Freundes und hat kein Auge für die Verzweiflung seiner Frau. Als Andreas sogar mit seinem dubiosen Freund nach Hollywood geht, folgt ihm Helga – und gerät dabei selbst in einen Strudel fataler Ereignisse, der sie unaufhaltsam in die Tiefe reißt.